

(Nachdruck verboten.)

12]

## Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Und sie schwiegen wieder.

„Der Fluß ist vielleicht schöner als die Wolga,“ sagte Foma mit Anstrengung.

„Ich war auch an der Wolga.“

„Wo?“

„In der Stadt Simbirsk . . .“

„In Simbirsk . . .“ wiederholte Foma wie ein Echo und fühlte wieder, daß er nicht im Stande wäre, auch nur ein einziges Wort zu sagen. Doch sie hatte wahrscheinlich begriffen, mit wem sie es zu thun hatte, und fragte plötzlich mit herausforderndem Flüstern:

„Warum bewirtest Du mich denn nicht?“

„Ja!“ Foma fuhr zusammen. „Du hast recht . . . was ich für einer bin! Nun, bitte, gehen Sie an den Tisch . . .“

Er machte sich im Dunkel zu schaffen, stieß gegen den Tisch, nahm bald die eine, bald die andre Flasche in die Hand, stellte sie wieder auf ihren Platz zurück und lachte dabei schuldbehaftet und verlegen. Sie war dicht an ihn herangeraten, stand neben ihm und blickte ihm lächelnd ins Gesicht und auf die zitternden Hände.

„Schämst Du Dich?“ flüsterte sie auf einmal.

Er fühlte ihren Atem auf seiner Wange und antwortete ebenso leise:

„Ja—a . . .“

Dann legte sie ihm ihre Hände auf die Schultern und zog ihn leise an ihre Brust, indem sie ihm beruhigend zuflüsterte:

„Das macht nichts, schäm Dich nicht, das geht ja nicht anders . . . Du mein schöner Läubersch . . . Du bist so jung . . . Du thust mir so leid . . .“

Und er hatte Lust, bei ihrem Flüstern zu weinen, sein Herz erstarb in süßer Sehnsucht; er schmiegte seinen Kopf an ihre Brust und preßte sie mit seinen Armen zusammen, indem er undeutliche, ihm selbst unbekannte Worte flüsterte. —

„Geh!“ sagte Foma dumpf und blickte mit weit offenen Augen auf die Wand.

Sie küßte ihn auf die Wange, erhob sich gehorsam und trat aus dem Noof hinaus, indem sie sagte:

„Nun, leb' wohl . . .“

Foma schämte sich in ihrer Abwesenheit bis zur Unerträglichkeit, doch kaum war sie hinter der Thür verschwunden, als er aufsprang und sich auf den Diwan setzte.

Dann erhob er sich wankend und wurde gleich von dem Gefühl erfasst, daß er etwas sehr Kostbares verloren habe, etwas, dessen Dasein er aber bis zum Moment des Verlustes in sich nicht bemerkt zu haben schien. Doch gleich tauchte in ihm ein neues, männliches, selbstbewusstes Gefühl auf. Die Scham wurde davon ganz verschlungen, und an ihrer Statt keimte das Mitleid mit der Frau auf, die einsam in das Dunkel der kalten Mainacht gegangen war. Er trat schnell aus dem Noof auf das Deck, es war eine sternenhelle, aber mondlose Nacht, er wurde von der Kühle und vom Dunkel umfungen. Auf dem Ufer glimmte noch ein goldig-roter Kohlenhaufen. Foma lauschte, die Lust war von einer drückenden Stille erfüllt, nur das Wasser plätscherte, indem es an den Ankerketten zerstückelte, man hörte nirgends Schritte. Er wollte die Frau rufen, doch er wußte ihren Namen nicht. Er blieb ein paar Minuten auf dem Deck stehen und atmete die frische Luft gierig mit voller Brust ein, plötzlich drang vom Borderteil des Schiffes, hinter dem Noof, ein lauter, schwerer Seufzer herüber, der wie Schluchzen klang. Er fuhr zusammen und ging vorsichtig hin, es fiel ihm ein, daß sie es sein müsse.

Sie sah auf dem Deck, hatte ihren Kopf in einen Seilhaufen geschmiegt und weinte. Foma sah, wie ihre weißen entblößten Schultern zitterten, und hörte ihre tiefen Seufzer; ihm wurde schwer ums Herz.

Er neigte sich zu ihr und fragte sie schüchtern:

„Was hast Du?“

Sie schüttelte den Kopf und antwortete ihm nicht.

„Hast Du mich beleidigt?“

„Geh!“ sagte sie.

„Ja, aber . . .“ sagte Foma verlegen und aufgereggt, indem er ihren Kopf mit der Hand berührte. „Sei nicht böse . . . Du warst's ja selbst . . .“

„Ich bin nicht böse!“ flüsterte sie laut. „Wie könnte ich Dir böse sein? Du bist kein Zotenreißer, kein Gewaltthäter . . . Du bist eine reine Seele! Ach, Du mein weitfliegender Falke! Setz Dich zu mir.“

Und sie faßte Foma bei der Hand, setzte ihn wie ein Kind auf ihren Schoß, preßte seinen Kopf fest an ihre Brust, neigte sich zu ihm hin und blieb mit ihren heißen Lippen lange an seinen Lippen haften.

„Warum weinst Du?“ fragte Foma, indem er mit der einen Hand ihre Wange streichelte und mit der andern ihren Hals umfaßt hielt.

„Ich weine um mich. . . . Warum hast Du mich fortgeschickt?“ fragte sie ihn traurig.

„Ich habe mich geschämt,“ sagte Foma und senkte den Kopf.

„Du mein Läubchen! Sag' die volle Wahrheit — ich gefalle Dir nicht?“ fragte sie lächelnd, aber auf Fomas Brust fielen ohne Aufhören große, warme Thränen.

„Was fällt Dir ein!“ rief er erschreckt aus und begann ihr eilige und leidenschaftliche Worte von ihrer Schönheit zu sagen, und wie freundlich sie sei, wie leid sie ihm thue, und wie er sich vor ihr schäme. Sie hörte zu und küßte ihn immer auf die Wange, den Hals, den Kopf und die entblößte Brust.

Als er schwieg, begann sie traurig und still, als spräche sie von einem Verstorbenen:

„Und ich habe mir's anders gedacht . . . Als du sagtest, ich sollte gehen, stand ich auf und ging. Dein Wort hat mir gar so weh gethan. Ich hab' mir gedacht, früher hat man mich ohne Aufhören, ohne Raft geherzt und verhätschelt. Für ein freundliches Lächeln hat man alles gethan, was ich nur wollte . . . Ich habe daran gedacht und habe geweint! Es hat mir um meine Jugend leid gethan, ich bin ja schon dreißig Jahre alt . . . die letzten Tage für eine Frau! Ach, Foma Ignatjewitsch!“ rief sie mit erhobener Stimme aus und beschleunigte den Rhythmus ihrer klangvollen Rede, zu der das Plätschern des Wassers eine schöne Begleitung bildete.

„Höre auf mich, schone Deine Jugend! Nichts auf der Welt ist schöner als sie. Es giebt nichts Teureres. Mit der Jugend kann man wie mit dem Golde alles erreichen, was man will. Lebe so, daß im Alter die jungen Jahre Dir in Erinnerung bleiben. Ich habe jetzt an mich gedacht, und trotzdem ich geweint habe, brennt mir doch das Herz bei der einen Erinnerung daran, wie ich früher gelebt habe . . . und ich bin wieder jung geworden, als hätte ich vom Jungbrunnen getrunken! Du mein süßes Kind! Wenn ich Dir gefalle, will ich mit Dir ein lustiges Leben führen, so lange die Kraft reicht . . . Ach! wenn ich einmal Feuer gefangen habe, werde ich bis auf die Asche verbrennen!“

Sie preßte den Jüngling fest an sich und begann ihn gierig auf die Lippen zu küssen.

„Gieb acht!“ heulte kläglich der Wächter auf der Barke, riß das „Acht“ kurz ab und begann mit dem Schlegel auf das eiserne Brett zu schlagen. Die klirrenden, scharfen Laute zerrißen rauh die feierliche Stille der Nacht.

Nach ein paar Tagen, als die Ladung gelöscht und das Dampfschiff bereit war, nach Perm abzureisen, sah Fesim zu seiner nicht geringen Betrübnis eine Fuhrer ans Land kommen, in der sich Palageja mit einem Koffer und verschiedenen Bündeln befand.

„Schicke einen Matrosen, um die Sachen zu holen!“ befahl ihm Foma und wies auf das Ufer hin. Fesim schüttelte vorwurfsvoll den Kopf, erfüllte mürrisch den Befehl und fragte dann mit gesenkter Stimme:

„Also wie ist's — fährt sie mit?“

„Sie fährt mit mir“, erklärte Foma kurz.

„Natürlich . . . doch nicht mit allen! O Gott!“

„Was seufzt Du?“

„Ja . . . Foma Ignatjewitsch! Wir fahren ja in eine große Stadt . . . giebt's denn dort wenig von dieser Sorte?“



„Nun, schweige!“ sagte Zoma streng.  
 „Ich werde schon schweigen . . . das ist aber nicht in der Ordnung!“

„Was denn?“  
 „Unser Leichtsinn . . . Unser Schiff ist rein und gut gehalten . . . und plötzlich ein Frauenzimmer! Und wenn's noch ein andres wäre! Diese da verdient ja nicht den Namen einer Frau.“

Zoma machte ein strenges Gesicht und sagte zu dem Kapitän, indem er die Worte gebieterisch betonte:

„Du, Jesim, merkt's Dir, und sag es allen andern, wenn ich von jemand irgend ein zweideutiges Wort über sie höre, werse ich ihm ein Holzstiel an den Kopf!“

„So etwas!“ sagte Jesim ungläubig und sah seinem Herrn neugierig ins Gesicht. Doch er wich sofort vor Zoma zurück. Der Sohn Ignats stieß wie ein Wolf die Zähne, seine Pupillen vergrößerten sich, und er brüllte:

„Lach mir! Ich werd' Dir's zeigen!“

Jesim sagte mit Würde, trotzdem er erschrocken war:

„Wenn Sie auch Zoma Ignatjitsch und mein Herr sind . . . man hat mir aber gesagt: paß auf, Jesim . . . und ich bin hier der Kapitän.“

„Der Kapitän?!“ schrie Zoma zitternd und erbleichend.  
 „Und wer bin ich?“

„Also schreien Sie nicht! Wegen einer Kleinigkeit wie ein Frauenzimmer . . .“

Zomas blaßes Gesicht hatte sich mit roten Flecken bedeckt, er trat von einem Fuß auf den andern, versteckte mit einer krampfhaften Bewegung die Hände in den Taschen seines Rockes und sagte mit gleichmäßiger, fester Stimme:

„Du! Kapitän, Du! Hör mal, wenn Du mir ein Wort erwidert, kommst Du zum Teufel gehen! Fort mit Dir! Geh' ans Land! Ich und der Lotse werden schon vorwärts kommen. Verstehst Du? Du wirst mich nicht kommandieren. Nun?“

Jesim war verblüfft. Er sah seinen Herrn an und blinzelte komisch mit den Augen, ohne eine Antwort zu finden.

„Hast Du verstanden, frage ich?“

„Ja—a . . . ich verstehe!“ sagte Jesim gedehnt. „Um was ist eigentlich der Lärm? Also wegen . . .“

„Schweigen!“

Zomas wild funkelnde Augen und sein vom Zorn verzerrtes Gesicht gaben dem Kapitän den glücklichen Gedanken ein, sich so bald wie möglich aus dem Staube zu machen, er wandte sich rasch um und ging.

„Hui!“ Der zeigt's einem aber, was? Der Apfel scheint nicht weit vom Baum gefallen zu sein.“ brummte er spöttisch, indem er über das Deck ging. Er war auf Zoma böse und hielt sich für grundlos gekränkt, zugleich spürte er aber eine feste, echte Herrenhand über sich. Er, der seit Jahren das Gehorchen gewöhnt war, fand an der über ihn geäußerten Macht Gefallen, und als er in die Kajüte des alten Schiffsführers trat, erzählte er ihm die Scene mit dem jungen Herrn schon mit einem gewissen Vergnügen.

„Hast Du so was gesehen?“ schloß er seine Erzählung.

„Ja, ein junger Hund von einer guten Rasse ist gleich bei der ersten Jagd tüchtig . . . Und wenn man ihn so ansieht, ist er ja . . . ein Mensch von trübem Verstande . . . Nun, das macht nichts, er soll sich nur amüsieren; bei solchen Charakter wird dabei wohl nichts Schlimmes herauskommen. Nein, wie er mich angebrüllt hat! Ich sage Dir, wie so eine Trompete . . . Und hat sich gleich als der Herr gezeigt . . . als hätte er die Macht und Strenge aus einem Krüge getrunken.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Don Multatulis Erziehungsroman

„Die Abenteuer des kleinen Walter“, ist vor kurzem in der epoichischen Uebersetzung der zweite Teil erschienen. Ich messe dem prächtigen Werke sehr hohe Bedeutung und Wichtigkeit bei für jeden Erzieher, für jeden, der sich für Erziehungsfragen interessiert; darum halte ich es für angemessen, auch diesem zweiten Bande eine empfehlende Besprechung zu widmen.

Wie Goethe seinen Faust aus der kleinen Welt von Gretchens Gärtchen und Kämmerlein in die große, an den Hof eines mittel-

alterlichen deutschen Kaisers führt, so bringt Multatuli auch Jüngling Walter aus dem engen Elternhause ins Weite. Die Erfahrungen und Versuchungen des größeren Lebens treten an ihn heran.

In Amsterdam ist hoher Besuch angelangt, eine ganze Menge Fürstlichkeiten, unter ihnen sogar der Kaiser, weilten in den Mauern der Stadt. Das giebt dem Dichter Anlaß, wieder, wie in den Millionenstudien, ein Kapitel „Monarchologie“ zu schreiben, das sich allerdings mehr mit der Erziehung Erwaehener, als mit Schuljungen-Erziehung beschäftigt. Ist's ihm doch in Wahrheit mit all seinen Werken um Menschenenergiehung, und auch im Walter nicht nur um Kindererziehung zu thun! Sieht's doch auch erwachsende Kinder, unermöglichte Männer und Frauen genug in der Welt!

Denklich genug hat Multatuli diesen Gedanken schon an einer Stelle im ersten Teile ausgesprochen, daß alles Menschliche auch bei dem Kinde schon in Erscheinung tritt. Da lesen wir:

„Alle Tugenden, Neigungen, Leidenschaften, Verirrungen, die Punkte eines notwendigen Studiums in der wirklichen Gesellschaft bedeuten, findet man auf kleiner, besser zu übersehender Scala auf den Schulbänken wieder, und die hochgerühmten Künste so manchen Staatsmannes laufen, recht beisehen, einfach hinaus aufs „Bein-Stellen“, das das A und O ist bei der Latit der Machiavellis von drei Fuß Höhe!“

Der Besuch der vielen Fürstlichkeiten giebt dem Dichter Gelegenheit, seine nicht eben hohe Meinung vom Gottes-Gnadentum auszusprechen, zugleich einen ergötzlichen Beitrag zur Naturgeschichte des Janbagers, der sogenannten Hurrafanaille zu liefern.

Natürlich fehlen auch in Amsterdam zur Zeit Walters die bei solchen Haupt- und Staatsaktionen obligaten Verlehrsstörungen nicht:

„Die guten Frauen, die gewöhnt waren, Oelkuchen zu verkaufen auf dem Dam — ein Plätzchen, das die städtische Regierung als Markt zu vermieten sich erlaubte — bedrohten die Stadt mit einem Prozeß. Es war denn auch sehr hart, tagaus, tagein Pachtgeld für Platz und Aufsitzbringung zu bezahlen für die Möglichkeit, ein paar Oelkuchen an die Straßenjüngend zu verkaufen und nun auf einmal verjagt zu werden, weil S. M. sich dem „Volle“ zeigen sollte auf dem Balkon des ehemaligen Stadthauses. Ihre Kränchen wurden weggeräumt, und die verjagten Industriellen behielten nur das Recht, sich privatim unter die Menge zu mischen, die alsbald rufen mußte: „Es lebe . . . dies oder das!“ je nach Erfordernis des Augenblicks. Sie durften sogar mitschreien.“

Daran knüpft der Dichter die nachdenkliche Bemerkung: „Es ist eigentlich höchst sonderbar, daß Fürsten sterben. All diese Rivats scheinen ohne Wirkung zu bleiben.“

Warum sie — d. h. das Volk — sich eigentlich freuen?

Je nun, hören wir den Dichter:

„Da war — wie man aus den Blättern vernahm — der Prinz von Caramanien, der Anspruch auf die besondere Sympathie des Volkes hatte, weil man ansbaldowert hatte, daß einer seiner Vorfahren Kapitän gewesen war im Dienste des Staates (Holland), und also . . . sein Blut vergossen hatte für die niederländische Freiheit.“

„Dies Blut — und vielleicht auch die Freiheit — war eine Zeitungserfindung. Indes, daß unser Prinz einen grünen Rock trug mit dicken goldenen Knäseln, war wahr . . . Man konnte also bei der ersten Gelegenheit durchaus mit Zug rufen: Es lebe der Prinz von Caramanien!“

Unter den hochgeborenen Persönlichkeiten befand sich auch ein gewisser Herzog, der wegen seiner Tugenden aus dem Lande gejagt worden war. Der Mann war sparsam und häuslich. Niemals hatte er sich selbst zu kurz kommen lassen. Dennoch war er von dem dummen Pöbel entthront und mit einem Scheffel Diamanten über die Grenzen gesetzt worden. Von diesen Diamanten sollte er nun zu Amsterdam ein paar Dugend sehen lassen und zwar in der Eigenschaft von Rockknöpfen und Stockknöpfen. Die Zeitungen erwähnten also das Volk zu dem allervortheilhaftesten Auf: Es lebe der Herzog mit seinen Diamanten!“

Weiter war da der Großherzog von Island, „der wohlgeratene Enkel eines Krughalters (Gastwirts). Seine Verdienste waren drei Zeitungs-Spalten lang . . . in Petit und eng gesetzt“ . . . und so geht es eine ganze Weile lang fort mit der Vorführung der Fürstlichkeiten.

Auch eine Illumination fand statt. Herr Johannes Hagel ist stark vertreten. „Es war Kraft, Pracht und Brumf. Es war Gedränge. Das Volk hat etwas von Kindern an sich, die ihren Spaß haben an Umzugs-wirtswart, an einem Sterbefall, an Feuersbrunst, an allem, was Getümmel und Wirtschaft verurrsacht.“

Auch Klein-Walter ist von der Partie. „Er ergab sich davein, das dumme Gesicht zu ziehen, das bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist, und hörte die Redensarten von den Menschen, die ihn umdrängten, ohne auf die Leere dieser Redensarten besonders zu achten.“

Zuweilen fallen aber auch nachdenkliche Bemerkungen. So findet im Theater, wo den Fürstlichkeiten das urpatriotische Stück eines „Nationaldichters“ aufgesetzt wird, folgende Unterhaltung statt:

„Wir wollen hoffen, daß der Dichter für eine deutliche französische Uebersetzung gesorgt hat.“

„Wenn S. M. nur weiß, an welchen Passagen er danken muß mit einem Niden.“

„Unser Bürgermeister wird ihm schon einen Wink geben.“

\*) Bei F. C. E. Bruns, Minden i. W.; beide Bände zusammen kosten 10 M. broschiert, 12 M. gebunden.



„Gewiß: Sire, passen Sie auf, das geht Sie an!“ Und dann muß der Kaiser so thun, als wenn er was von dem Sittlich verstände. Was für ein trauriges Metier!“

„Was muß er nur denken von unsren Dichtern?“

„Und von unsrer Vaterlandsliebe!“

„Und von unsrem Charakter!“

„Ach solche hochgestellte Personen sind an Niederträchtigkeiten gewöhnt. Was nicht kriecht, kommt nicht zu ihnen.“

„Es muß ihnen sehr schwer fallen, die Menschheit zu achten. Sie sehen immer das häßlichste davon, und sind wohl genötigt, den Rest danach zu bemessen.“

Wir werden bald sehen, wie Klein-Walter über dieses Kapitel noch weitere Belehrung erhält.

Zunächst gerät er noch in der Nacht der Illumination in schwere Aufregung. Schon hat er sein Lager aufgesucht, als außer sich vor Anfreugung und scheinbarer Angst vor Einbrechern und Mördern die alte Jungfer Laps sich unsren Helden als Ritter ausbittet, der ihr für diese gefährliche Nacht voller Festtrübel und Gefahren zum Schutze dienen soll. Der romantisch gestimmte Junge ist sofort bereit, obwohl ihn die miederlich lästernen Jungfer Laps sonst höchst unympathisch ist, die denn auch in der That auf ihrer Wohnung mit lustigen Freundlichkeiten und mit Hilfe von süßem Liqueur ein Attentat auf Walters Tugend zu unternehmen sucht.

Bei dieser Gelegenheit macht der Dichter die treffende Bemerkung: „Vielleicht hätte Fräulein Laps die „Tugend“ unsres Kerlchens in Ruhe gelassen, wenn man anstatt mit Gott, Israel und historischer Theologie ihre ärmliche Seele genährt hätte mit — Gedanken. Waschen, Scheuern, Wischen.“

Zur rechten Zeit aber erblickt der Knabe, mit seiner Bewould-Freundin aus dem Fenster das Menschengemimmel betrachtend, — Fendre, den Gegenstand seiner Vadsfischliebe, die Tochter der Waschfrau — wie er glaubt; in Wahrheit ist's die tolle Prinzessin Erila, das enfant terrible unter den Fürstlichkeiten, die sich darin gefällt, unterm Volk zu verkehren und den Naturburischen zu spielen.

Die weitere „tolle Nacht“ mit allen aus dieser Verwechslung sich ergebenden Abenteuer des von Liqueur, Abneigung und Liebe aufgeregten Walter kann hier nicht nacherzählt werden. Prinzessin Erila hat, um ihn und die Leute aus dem Volke, die sie umgeben, los zu werden, ihn „Bruder“ genannt. Daraus ergibt sich wieder eine Verwechslung Walters mit dem wirklichen Bruder der Prinzessin, dem Prinzen Erich.

Da trifft sich's glücklich, daß Doktor Holsma mit den Seinen auf Walter stoßen, ihn nach ihrer Wohnung und dann in die Fest-Theatervorstellung mitnehmen.

Sonderbares erfährt Walter bei dieser Gelegenheit: Holsma, der mit Fendre und ihrer Mutter, der armen Waschfrau Claus, verwandt ist, zählt auch Prinzessin Erila zu seinen weitläufigen Verwandten.

„Wir haben alle Nehnlichkeit miteinander“, meint der freidenkende Arzt; „recht betrachtet, ist die Welt viel kleiner als Du glaubst: alles berührt sich!“

Walter ist jedoch von seinem Irrthum um so weniger zu heilen, als auch Prinzessin Erila, die im Theater erscheint und auf der höchsten Gallerie sich zu schaffern macht, ihn erkennt und ihm eine Rosenknospe ins Parterre herabwirft, ohne daß das Publikum von dem Vorgang etwas bemerkt.

Holsma bemerkt wohl den Sturm, der Walters Seele aufwühlt, und nimmt ihn mit sich heim und läßt seine Mutter vollständigen, die sich nun vor Eitelkeit kaum lassen kann, daß ihr Sohn bei den vornehmen Leuten gespeist und übermächtigt hat.

Nun nimmt Holsma Klein-Walter vor und bewährt sich als ein wahrhaft idealer Pädagoge: er benützt eben die Vadsfischneigung des jungen Burschen, um ihm die Medizin schmackhaft zu machen, die ihn von dieser Kinderkrankheit kurieren soll: Arbeit, treue regelmäßige, fleißige Thätigkeit.

Diese ganze Partie ist eine Musterstudie der Seelenkunde und Erziehungskunst und Wissenschaft, wie deren wohl wenige selbst in der Fachliteratur zu finden sein dürften.

Holsma benützt dabei jenes „Charakteristische Merkmal der Liebe: die Sucht, gut zu sein.“

Auch Walters Liebe zu Fendre behandelt er als eine ganz gewöhnliche Sache. Um all dieser Geringschätzung den Stachel zu nehmen, zog er beständig seine eigne Erfahrung heran und erklärte sich selbst schuldig der Fehler, die er an Walter meinte rügen zu müssen, eine Methode, die noch immer vielen Eltern und Erziehern unbekannt zu sein scheint. Auch Jesus hat nicht beachtet, daß man sich büden muß, um a u f r i c h t e n zu können.

Holsma ist offenbar Multatulis Musterthpus eines Erziehers, wie er sein soll!

„Unmögliche Pflicht ist keine Pflicht, und das Jagen danach steht der Erfüllung unsrer wirklichen Pflichten im Wege.“ Es ist bequemer, sich einzubilden, man schwebe über Berge als in Wirklichkeit seinen Fuß aufzuheben, um über ein Steinchen zu schreiten. . . Benutze nicht die Eingenommenheit für das vermeintliche Höhere als Vorwand für die Verwahrlosung dessen, was Dir niedriger erscheint. . . Frage Dich bei jeder Gelegenheit, was ist meine nächstliegende Pflicht. . . Die echte Erhabenheit ist, daß man thut, was man thun muß, selbst das Geringe. . .

So ungefähr spricht Holsma mit Walter. „Willst Du nun durchaus etwas von Fendre wissen. . . nunwohl, sie sagt auch,

daß Du Dich nicht um sie kümmern dürftest und an nichts anderes denken müßtest als an Deine Arbeit. . .“

„O ich will's! Ich will's!“

„Noch wohl zehn Jahre lang.“

„Zehn Jahre? Zehn?“

„Ja, so sagte sie.“

„Zehn Jahre?“

„Nun ja, so sagte sie. Vielleicht acht, oder — zwölf, oder — zwanzig, denn Du begreifst wohl, daß man so etwas nicht so ganz genau bestimmen kann.“

„Zehn Jahre?“

„So sagte sie.“

„Ich th u e s!“ —

Klein-Walter kommt in die Kaufmannslehre zu den Herren Obatied und Kopperlith.

Die Erziehung durch das Leben beginnt.

Die hochpreisliche Firma des Lehrherrn Walters, der nun eine ganze Menge Herren und Gehieten — und Ausbeuter seiner Arbeitskraft bekommt — selbst die verschiedenen Damen des Hauses; inklusive der höheren Dienstboten aller Art kommandieren ihn! — stellen so ungefähr das strikte Gegentheil von dem Hause L. O. Schröder in Prentags „Soll und Haben“, diesem Hochgesang auf die Kaufmanns-Großbourgeoisie dar.

Man kann nicht sagen, daß die edle Kaufmannschaft dem Dichter in rosigem Licht erschiene, ein „gesunder Weinbruch“ erscheint ihm minder gefährlich als das Eristiden in solcher „Muffigkeit“. „Glaubst Du nicht mit mir, Leser, daß da viele Menschenseelen zu Grunde gehen in einer Atmosphäre wie die der Kopperliths? Mache lieber einen Handwerker aus Deinem Jungen oder einen Matrosen!“

Multatuli schildert, wie unsrem jungen Helden auferlegt war, „das Grobe nicht aus dem Auge zu verlieren. . . rein zu bleiben in Verührung mit Schmutz. . . sich büdend und beugend nicht zu brechen. . . stets bereit zu stehen zum kräftigen Aufspringen, wie eine gedrochene Feder. . . inmitten von so viel Aufstiegsstoff gesund zu bleiben. . . in einem Wort: immer er selbst zu sein. Dies gelingt Wenigen!“

Unsrem jungen Helden gelingt's! Obgleich die Erzählung Bruchstück blieb, hat ihn der Dichter gewiß zum Siege führen wollen über alles Niedrige und Gemeine.

„Ein Perlemtaucher fürchtet den Modder nicht.“

Diese Anführungen werden dem Leser eine Vorstellung geben von der reichen Gedankenfülle, von der umfassenden Menschenkenntnis und tiefen pädagogischen Einsicht, welche in diesem prächtigen Erziehungsroman von Multatuli niedergelegt sind. Hier weht auf jeder Seite, in jeder Zeile echte, große, schöne Menschlichkeit, der Geist eines Sokrates und eines Pestalozzi. Jedem Vater, jeder Mutter, jedem echten Lehrer und Erzieher von Beruf und Reizung muß beim Lesen der Abenteuer Klein-Walters das Herz im Leibe lagern. Es ist ein Buch, das jeden fühlenden und denkenden Leser herzlichst erfreut und belehrt, glücklich macht, klüger und besser macht. Es kann und muß und wird viel Segen stiften! —

M. W.

## Kleines Feuilleton.

— Von dem Federwerke der Hawaier haben sich nur wenige dürftige und vielfach von den Wotten beschädigte Stücke in den europäischen Museen erhalten, während zur Zeit der Entdeckung der „Sandwichinseln“ durch Cook Mäntel, Helme, Sögenbilder usw. in kunstvoller Weise meistens aus schönen roten und gelben Federn hergestellt wurden. Mehr birgt noch das Bishop Museum für polynesische Ethnographie und Naturgeschichte in Honolulu, welches jetzt, wie der „Globe“ berichtet, auch Memoiren herausgibt, deren erster Band (Honolulu 1899) eine Arbeit von W. T. Brigham über Hawaiian Featherwork bringt, die mit zahlreichen Abbildungen und 15 Tafeln versehen ist. Die Vögel, von denen die Federn stammen, werden aufgeführt und alles, was in älteren Reiseberichten sich auf den Federschnud der Hawaier bezieht, wird mitgeteilt, was um so wichtiger ist zur Beleuchtung der Sache, als heute jede Anfertigung von Federwerk aufgehört hat. Leis hießen die Federstränge, die man im Haare trug; kahilis die Federn, welche als königliche Abzeichen dienten, ahuala die Mäntel der Vornehmen, getragen bei Staatsaktionen; mahiole die schönen Helme in der Form der Klaffschiffen; kakailimoku die auf Korbsiedrweck hergestellten grotesken Menschenköpfe aus Federwerk, deren schönstes, von Cook stammendes Exemplar sich im Wiener ethnographischen Museum befindet. —

— Nagen des Frostes und Schnees im Obstgarten. Viele Obstzüchter sind der Meinung, daß starker anhaltender Frost dem Angeeizter argen Abbruch thue. Dem ist aber nach neueren Erfahrungen nicht so. Die Ueberwinterungsformen der Insekten wie Eier und Puppen sind ebenso wie viele ausgebildete Insekten wohl in stande, auch beim stärksten Frost am Leben zu bleiben. Frost und Schnee können aber dazu benützt werden, um ein zu frühes Treiben der Bäume zu verhindern. Man häuft um die Stämme der Obstbäume gegen Ende des Winters, wenn die Erde noch gefroren ist, so weit die Baumkrone reicht, eine dicke Schicht von Mist, der viel Stroh enthält, oder Eis und Schnee. Diese ver-



langsam das Aufstauen des Bodens und damit das Treiben der Bäume, die seinen Saft aus dem gefrorenen Erdboden entnehmen können. Der Trieb wird verzögert und die Nachfröste können wenig oder gar nicht schaden. — („Nerthus.“)

u. Waschen ohne Seife. Im ganzen Altertum und auch noch lange nach ihm hat man Kleidungsstücke gewaschen, ohne die uns unermesslich scheinende Seife zu kernen; das ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß es auch so geht, denn wir dürfen annehmen, daß die Alten, die bekanntlich weiße Kleidungsstücke bevorzugten, in sauberem Zustande sich bewegten. Ja, es scheint sogar, daß das Waschen ohne Seife Vorzüge vor dem Seifengebrauch hätte, sei es, daß die Stoffe weniger angegriffen wurden, sei es, daß man eine noch größere Sauberkeit erzielte, denn sonst würde man sich doch nicht noch jetzt Mühe geben, Waschmethoden zu erfinden, bei denen man der Seifenanwendung nicht bedarf. So wird folgendes Mittel angegeben, wollene Zeug ohne Seife völlig rein zu waschen: Man bedient sich dazu fein geriebener weißer Kreide, aus der man mit Wasser einen ziemlich dicken Brei macht. Mit diesem wird das Zeug wie mit Seife in warmem Wasser ausgewaschen; das Zeug bleibt dann noch einige Zeit im Wasser liegen. Alle schmutzigen und fetten Teile werden dabei von der Kreide aufgesogen. Am Ende der Operation sorge man dafür, daß durch fleißiges Ausspülen mit Wasser sämtliche Kreide aus dem Gewebe entfernt wird. —

**Musik.**

Seit mehreren Wochen gab's in den beteiligten Kreisen große Aufregung infolge des Einstudierens von Anton Ursprungs „Frühlingsfeier“ (für Tenor solo, Chor und Orchester) durch den „Philharmonischen Chor“. Der Dirigent, Professor Siegfried Ochs, und seine Sänger — vorzüglich gekulte und größtenteils berufsmusikalische Leute — müssen bei dieser Arbeit Blut geschwitzt haben. Ein musikkundiger Freund klagte mir, ihm habe ein dort mitsingender Schüler unter dem Einfluß jenes Werkes eine Kompositionsstudie gebracht, bestehend in einer auf dem übermäßigen Dreiklang aufgebauten Mazurka. Am Montag also kam das Schmerzensstück heraus — so wie es schwerlich hätte besser kommen können. Was würde wohl Mozart zu dieser Komposition gesagt haben?! Ich glaube, er wäre über die lässige Größe und Gewalt, zu der es hier die auf ihn folgende Entwicklung des Musikschaffens gebracht, entzückt gewesen. Und doch hätte er vielleicht seine Constanze unter den Arm genommen und wäre mit ihr hinausgestoßen, sich rettend vor der einen Kunststunde, deren er sich niemals schuldig gemacht: von dem gewalttätigen Forcieren, vor dem Aufzwingen instrumentaler Leistungen an Singstimmen, vor dem Ausbieten einer Instrumentation, die stellenweise (zumal beim „Halleluja“) das Gehör sozusagen zerschneidet. Beethoven wäre schlechtthin verzückt gewesen. Aber Berlioz hätte gesagt: „Komponistiere nicht deine und meine Kunst der Orchestration; mit weniger hättest du mehr erreicht“. Und Richard Wagner: „Halt fest am schlichten Gesang, laß ihn durch nichts Sekundäres überwuchern, überbiete und wiederhole dich nicht so sehr, und mach gerade du mir in der drittletzten Strophe zwischen dem zweiten und dritten Vers keine Cäsur! Doch du verstandest es, mit wahrhaft kindlicher Hingebung aus dem Klopstock'schen Text die Musik recht unmittelbar herauszuheben, und was dir nun noch fehlt, das mußt du eben hören lernen.“

Und abermals standen wir vor einem Fall, in welchem jemand ein Inneres zu einem wahrhaftigen, wenn auch wieder zum Teil recht ungesägten Ausdruck bringt. Das war, als die blinde Sängerin Hildegard Dieterich (am Dienstag) im vierten Vortragsabend des „Berliner Tonkünstler-Vereins“ in eine Programmliede einsprang und (am Mittwoch) ein eigenes Konzert gab. Sie gliedert — den Bau der Lieder — in seine kleinsten Teile — — und macht diese — durch ihre Betonung — so kenntlich — — wie wir — es nicht anders nachbilden können als durch diese Schreibweise. In jedem Motiv ihre ganze Seele, ihr ganzer Körper, eintönig, doch zum Mitsfühlen zwingend. Möge sie doch diese ihre originale Ausdrucksweise so mannigfach und vollkommen zu Ende bilden, wie ihre deutliche Aussprache der Laute durchgebildet ist! Möge sie noch gründliche Aktenstudien machen, um nicht jeden Unterteilungs-Abschnitt leuchtend markieren zu müssen! Möge sie auch ihre hohen Töne erweichen! Und möge sie endlich als Künstlerin den Mut haben, Herrn Kammermusiker Felix Meyer offen zu sagen: „Wenn du nur ein Violinspieler sein und kein Besseres Programm zusammenstellen kannst, als dein diesmaliges, so suche ich mir einen anderen Mitwirkenden, einen, der fühlt und fühlen läßt, was Kunst ist!“ — sz.

**Technisches.**

gr. Der größte Kran der Welt wird zur Zeit auf einer Werft zu Kiel erbaut. Dieser Kran wird eine Hebekraft von

150 000 Kilo besitzen und von der Kante der Ufermauer bis zur Fahrbahn der Laufstige 47,15 Meter hoch sein, während der Lastarm 44,80 Meter mißt. Hebevorrichtungen von gleicher Leistungsfähigkeit giebt es bisher nur zwei; die eine davon befindet sich im Bau auf einer andren Werft in Kiel, während der andre Kran seit dem Jahre 1889 in Bremerhaven in Betrieb ist. Der größte Kran der Erde übertrifft aber diese beiden andren Hebezeuge von gleicher Leistungsfähigkeit durch seine großen Abmessungen, da die beiden andren Krähne nur 35 und 36 Meter hoch sind und nur 25 bezw. 36 Meter lange Lastarme aufweisen. Der größte Drehkran der Welt erhält seine Aufstellung dicht am Ufer und ist in seinem vieredigen Stützgerüst so gestaltet, daß auf zwei durchgelegten Geleisen Eisenbahnwagen ungehindert verkehren können. Die zu hebenden Lasten werden mittels eines 6 Centimeter starken Stahl Drahtseiles, welches in acht Strängen um einen Flaschenzug geschlungen ist, fortbewegt. Zur Verrichtung der beiden Spieltrummeln, auf welche das Seil aufgewickelt wird, dient ein 70pferdiger Drehstrom-Motor. Das Gewicht dieses Riesen-Hebeverzeichens beträgt ohne Ballast die Kleinigkeit von 450000 Kilo. Steht die Laufstige auf dem Tragarm 20 Meter von Mitte Kranssäule entfernt, so entwickelt diese Vorrichtung ihre größte Leistung, indem sie 150 Tonnen (à 1000 Kilo) mit einer Geschwindigkeit von 1 Meter pro Minute hebt; steht dagegen der Flaschenzug 41 Meter von der Kranssäule, so können immer noch 75 Tonnen mit einer minutlichen Geschwindigkeit von 2 Meter gehoben werden. Der Riesenkran dreht sich in 10 Minuten um seine eigene Achse. Um für das Heben wesentlich geringerer Lasten den Drehkran ebenfalls erfolgreich benutzen zu können, ist noch eine besondere Laufstige mit Hilfswindrad angebracht, die von dem äußersten Punkt des Tragarmes eine Last von 15 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 9,5 Meter in der Minute zu heben vermag. Hervorzuheben ist noch, daß dieses gewaltige Bauwerk von einer deutschen Eisenkonstruktions-Werkstatt in der kurzen Zeit von nur 10 Monaten ausgeführt werden muß. —

**Humoristisches.**

- Während einer „ganz modernen“ Sinfonie: „Na — wie lange stimmen die denn ihre Instrumente!?“ —
- Das Neueste. Nachtwächter (der nachts einen Studenten auf dem Trottoir liegend findet): „Siehen Sie doch auf, was ihun Sie denn hier?“
- „Ich ... ich ... nehme ein Mundbad“. —
- Kunstvöllerei. Erst las er einige Dramen von Lauff, Ging in die Sieges-Allee hierauf, Befah dann noch ein Gemälde von Knackfuß — Das war zu viel, ihn traf ein Schlagfluß. — („Jugend“.)

**Notizen.**

- Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater wird im nächsten Jahre eine Filiale des Schiller-Theaters werden. —
- Schalkjers Lustspiel „Des Pastors Niels“ gelangt am 25. Januar am Dresdener Hoftheater zur Erstaufführung. —
- Nadelburgs neuer Schwank „Familie Schierke“ erzielte bei der Erstaufführung am Hamburger Thalia-Theater einen außerlichen Erfolg. —
- Im Münchener Schauspielhause fand Max Möllers „Totentanz“ eine geteilte Aufnahme und Jakob E. Wassermauns „Hodenjos“ freundlichen Beifall; Max Emmarks einaktiges Drama „Erkenntnis“ wurde ausgelacht. —
- „Unser Pfllegevater“, ein Lustspiel von Franz Gottscheid, erzielte bei seiner Erstaufführung am Lübecker Stadttheater einen starken Erfolg. —
- Ziehrers neue Operette „Drei Wünsche“ wird nächstens am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt. —
- „Die Sibylle von Tivoli“, eine Oper von Alfred Sormann, Text von Schulz-Henke, geht am Sonntag erstmalig im Opernhause in Scene. —
- Der Gemeinderat von Antwerpen hat einen ersten Kredit von 400 000 M. für die Errichtung einer flämischen Oper genehmigt, für die im ganzen eine Summe von 2 Millionen ausgesetzt werden soll. —
- Der bairischen Akademie der Wissenschaften wurden vom eahem Privatmann 85 000 Mark zur Förderung der Ausgrabungen auf der Insel Regina gespendet. —
- t. Eine Sammlung von über 9000 Fischen aus dem Nilstrom hat jüngst das große Naturgeschichtliche Museum in London erhalten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 19. Januar.